

GERD MEYER (Tübingen) / GERHARD RIEGE (Jena)

EINLEITUNG

Ende November 1989 fand in Jena die erste gemeinsame Konferenz von WissenschaftlerInnen aus Jena und Tübingen zur "Lebensweise in der DDR" statt. Wenige Tage vorher sagte Stefan Heym in einer großen öffentlichen Diskussion in Berlin: "Aus dem langweiligsten Land der Erde – wie es früher hieß – ist das aufregendste Land Europas geworden." Doch noch ehe die Revolution vollendet war, existierte die DDR nicht mehr als ein eigener Staat. Für alle überraschend vollzog sich die Vereinigung der beiden deutschen Staaten. Seit dem 3. Oktober 1990 gibt es zwar einen deutschen Staat, aber wohl noch immer zwei deutsche Gesellschaften. Denn noch ist das, was die Deutschen aus Ost und West unterscheidet, genauso stark wie das, was sie verbindet und Solidarität schafft angesichts einer schwierigen gemeinsamen Zukunft. Vor allem die Bürger in den neuen Bundesländern sind auf der Suche nach einer neuen Identität zwischen Krise und Neuanfang. Deshalb kann die heutige Situation der Deutschen und die künftige Entwicklung im vereinten Deutschland nur verstehen, wer den unterschiedlichen Weg der Menschen und Systeme in der Bundesrepublik und in der DDR kennt. Die Freude über die Öffnung der Mauer, der freie Austausch unter den Menschen über alle Barrieren hinweg, die Hoffnungen und Besorgnisse gegenüber der Einheit lassen vor allem die Westdeutschen leicht eines vergessen: danach zu fragen, welche ganz spezifischen Lasten und Leistungen, Erfahrungen und Entbehrungen die Bürger der DDR aus mehr als vierzig Jahren eigener Geschichte in den Prozeß der Vereinigung mit dem großen reichen Nachbarn einbringen. Objektive und subjektive Momente des gesellschaftlichen Lebens in der DDR werden die Verhältnisse vor Ort und in einem geeinten Deutschland nachhaltig und noch auf längere Zeit hinaus beeinflussen.

Fragen nach dem Woher und dem Wohin der "Lebensweise in der DDR" sind also nicht nur von historischem Interesse, sondern unmittelbar wichtig für das Verständnis von Gegenwart und Zukunft des politischen und gesellschaftlichen Zusammenlebens der Deutschen. In den 80er Jahren war in der bundesdeutschen Öffentlichkeit das Interesse an der DDR wieder deutlich gewachsen. Es galt nicht nur dem politischen Gegner und wirtschaftlichen Partner DDR, sondern gleichermaßen den Lebensbedingungen und –perspektiven der Menschen dort. Dazu hatten der Systemwandel in Osteuropa, die Herausforderungen durch die Reformpolitik Gorbatschows, die Friedensbewegung und das bedrückende Wohlstandsgefälle zwischen Ost und West ebenso wie die immer zahlreicheren Reisen hinüber und herüber, der massenhafte Systemvergleich im Alltag der beiden deutschen Staaten maßgeblich beigetragen. Auch an den Hochschulen machte sich ein wachsendes Interesse an der DDR unter Lehrenden und Studierenden

bemerkbar. So entstand an der Universität Tübingen im Sommer 1986 ein "Interdisziplinärer Arbeitskreis DDR". Er vereinte etwa zwei Dutzend Professoren und Mitarbeiter aus zehn Fächern vor allem der Geistes- und Sozialwissenschaften. Eine gemeinsame Ringvorlesung im Sommer 1987 sollte unter dem Titel "DDR heute" Wandlungstendenzen und Widersprüche dieser sozialistischen Industriegesellschaft aufzeigen. (Vgl. G. Meyer/J. Schröder, Hg., Tübingen 1988). Schon früh entstand die Idee, Forschungsprojekte zur DDR zu initiieren und zu koordinieren. Zugleich sollte der wissenschaftliche Austausch mit Kollegen aus der DDR gesucht und intensiviert werden.

Daraus entwickelte sich in den Jahren 1987/1988 ein interdisziplinärer Forschungsschwerpunkt zur "Lebensweise in der DDR". In ihm fanden sich fünf Forschungsprojekte aus den Fächern Politik-, Literatur-, Wirtschafts-, Rechts- und Empirische Kulturwissenschaft unter einem Dach zusammen. Die Projekte gingen damals natürlich von einem Fortbestand der DDR als einem sozialistischen Staat und der Teilung Deutschlands aus. Anlage und Intention der Tübinger Forschungsprojekte sind als Studien zur Vorgeschichte des Umbruchs in der DDR und der Lebensweise in einem geeinten Deutschland nicht überholt oder unwichtig geworden. Sie bedürfen – soweit möglich – der Aktualisierung und Modifikation. Die interdisziplinären Studien an der Universität Tübingen hatten für die Zeit vor dem Oktober 1989 einige gemeinsame Forschungsperspektiven entwickelt. Sie sollen hier zum besseren Verständnis der westdeutschen Konferenzbeiträge in diesem Band knapp skizziert werden. Die Tübinger Projekte untersuchen die Lebensweise der Bevölkerung der DDR in drei zentralen Dimensionen:

- die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse in den Bereichen Konsum, Wohnen und soziale Sicherheit ("sozio-ökonomische Grundlagen");
- die Teilnahme am öffentlichen Leben in Politik, Beruf und Gesellschaft; die Teilhabe am kulturellen Geschehen, insbesondere im literarischen Bereich ("politische und literarische Kultur");
- das Leben mit der Teilung Deutschlands ("innerdeutsche Kommunikation").

In interdisziplinärer Kooperation sollen die materiellen, kulturellen und kommunikativen Lebensbedingungen und Sozialbeziehungen, die Einstellungs- und Verhaltensmuster der DDR-Bürger in verschiedenen Lebensbereichen untersucht werden. Vor allem in diesen drei Dimensionen sind die Chancen und Grenzen individueller und kollektiver Selbstentfaltung zu bestimmen, wie sie für den bürokratischen Sozialismus der DDR bis zum Herbst 1989 charakteristisch waren. Kritisch und zumeist in historischer Perspektive soll nach dem erreichten Entwicklungsstand einer systemspezifischen ("neuen sozialistischen?") Lebensweise gefragt werden. Es ging und es geht also um eine ideologie- und herrschaftskritische Gesellschaftsanalyse "von unten". Lebensweise wird

dabei konkret – historisch und ganzheitlich verstanden. Sie resultiert aus dem Zusammenwirken objektiver Bedingungen und subjektiver oder individueller Gestaltungsfaktoren "im gelebten Leben" der Menschen. Prägend für die Vermittlung von Objektivem und Subjektivem in der Lebensweise der DDR-Bürger waren nicht zuletzt die ideologischen Zielvorgaben und die Durchdringung der Gesellschaft durch das Handeln politisch – administrativer Institutionen (Partei, Staat, Massenorganisationen). Sie stehen zwar nicht als solche im Zentrum der Tübinger Studien; aber sie bilden einen notwendigen Ausgangspunkt für die Analyse des Interaktionsgeflechts von staatlichem Handeln und bürgerschaftlichen Reaktionen in verschiedenen Politikfeldern, wie z.B. der Bevölkerungs- und Einkommenspolitik oder der Sozial-, Familien- und Frauenpolitik. Doch geht es den Tübinger Projekten primär nicht um eine Kritik der parteioffiziellen Programmatik oder der bürokratischen Herrschaftsstrukturen in der DDR. Vielmehr wollen sie vorrangig untersuchen, wie einheitlich oder wie differenziert die Bürger mit diesen politischen, materiellen, sozialen, kulturellen, ideologischen und transnationalen Voraussetzungen und Einflußfaktoren ihrer Lebensgestaltung *umgehen*. Wir entwickelten dieses Forschungsinteresse in dem kritischen Bewußtsein, daß das bundesdeutsche Bild vom Lebensalltag in der DDR und seinen systemspezifischen Ausprägungen nicht frei von Vorurteilen und durch die Perspektive des außenstehenden Beobachters verengt ist. Mit vielen offenen Fragen und Informationswünschen suchten Tübinger KollegInnen und der Verfasser als Koordinator des Forschungsschwerpunkts im Jahr 1988 das Gespräch mit Kollegen an der Universität Jena. Zwischen den Universitäten Tübingen und Jena bestehen seit vielen Jahrhunderten intensive wissenschaftliche und kulturelle Beziehungen. In den Jahren nach 1945 waren sie aus politischen Gründen zu einem Rinnsal geworden, doch das politische Tauwetter in Osteuropa weckte Hoffnungen auf eine Wiederbelebung. Nicht selbstverständlich, aber auch nicht ganz unerwartet entwickelte sich so sehr schnell ein überaus sachlicher, konstruktiver und kritischer Dialog zwischen WissenschaftlerInnen beider Universitäten. Sie waren und sie sind sich durchaus bewußt, daß sie aus unterschiedlichen Gesellschaftsordnungen und Forschungskontexten kommen, daß sie pluralistisch und kontrovers in ihren politischen und theoretischen Auffassungen sind – damals wie heute.

Das Interesse an der Universität Jena war nicht weniger groß, neue Gesprächsfäden zu knüpfen und vorhandene weiterzuspinnen, voneinander zu lernen in einem interdisziplinären Dialog. Auch an der Universität Jena fanden sich in den 80er Jahren eine Reihe von KollegInnen in dem Bemühen zusammen, gesellschaftliche Prozesse, individuelle Befindlichkeiten und zwischenmenschliche Beziehungen aus der Sicht verschiedener Wissenschaftsdisziplinen zu untersuchen. Auslösend war der zunächst in der Alltags Erfahrung empfundene Widerspruch zwischen offiziellen Aussagen über den erreichten Stand der gesellschaftlichen Entwicklung, vor allem einer weitgehenden Kongruenz zwischen den vorgegebenen Zielen, denen Staat, Wirtschaft und Gesellschaft

dienen sollten, und den Interessen der Bürger. Den offiziellen Partei- und Staatsdokumenten waren Widersprüche in der Interessenstruktur fremd; die Anerkennung eines der offiziellen Politik widersprechenden praktischen BürgerInnenverhaltens war in ihnen gleichfalls nicht zu finden. Ein bemerkenswerter Kontrast war in mannigfaltigen Bereichen kontraproduktiv erlebbar: der zwischen dem Bekenntnis zur Dialektik in der tragenden Weltanschauung und der Abstinenz, den Widerspruch in der Realität des gesellschaftlichen Prozesses zur Kenntnis zu nehmen und mithin für Bedingungen zu sorgen, die dem Widerspruch Raum geben, sich zu entfalten.

Diejenigen, die sich in dem interdisziplinären Arbeitskreis der Jenaer Universität zusammenfanden, wollten in einem definierten Sektor die Wirklichkeit im Lande so wie sie ist – das heißt auch, so wie sie sich im Widerspruch bewegt –, ermitteln, um daraus Schlüsse abzuleiten, wie Gestaltungsmittel verschiedener Art auf die Lebensweise in der DDR wirken und zur Wirklichkeit gebracht werden können.

Zu leugnen, daß wissenschaftliche Neugier mit dem Bestreben gepaart war, gewonnene Erkenntnis für einen unverwechselbaren, eigenständigen Weg der DDR zu nutzen, würde der Wahrheit Gewalt antun. Es war wohl gerade eine eigene Form der Identifikation mit der DDR und mit sozialistischen Zielen, die Anlaß gab, lähmender Illusion oder gar verfälschender Zweckpropaganda mit wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit entgegenzutreten. Ohne daß es zu einem einheitlichen Forschungsgegenstand und einem gemeinsamen Projekt gekommen wäre, fügte sich gleichgerichtetes Erkenntnisinteresse insbesondere von Literatur- und KulturwissenschaftlerInnen, von JuristInnen, ÖkonominInnen und PhilosophInnen zu mehr als nur gelegentlichem Austausch über Ansätze, Methoden und Ergebnisse der Forschung. Die Kontakte zu Tübinger KollegInnen wurden als anregend und bereichernd empfunden.

So entstand schon bald die Idee, im Herbst 1989 eine erste gemeinsame Konferenz zum Thema "Lebensweise in der DDR" durchzuführen. Wir wollten das bundesdeutsche Fremdbild und das DDR-eigene Selbstbild der Lebensbedingungen und des Alltags der Bürger in diesem Land (selbst-kritisch) untersuchen. Zunächst waren die unterschiedlichen theoretischen, begrifflichen und methodischen Voraussetzungen und Vorgehensweisen der ForscherInnen auf beiden Seiten zu klären und zu diskutieren. Im Mittelpunkt sollte dann jedoch die konkrete Analyse bestimmter Aspekte der Lebensweise in ihren politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen Dimensionen stehen. Ein offener und kritischer Dialog erschien allen Beteiligten in der damaligen Zeit besonders wünschenswert und notwendig. Er war gewiß auch schwierig und nicht überall leicht durchzusetzen. Wir strebten ein intensives Gespräch an, das möglichst frei sein sollte von ideologischen Borniertheiten. Und es war in den deutsch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen ein bis dahin einmaliges Vorhaben, an einer Universität der DDR jeweils etwa 15 KollegInnen aus beiden deutschen Staaten zusammenzubringen, um eine kritische Diskussion und Kooperation zu Themen zu beginnen, die vor allem

die DDR selbst betrafen und nicht ohne politische Brisanz waren. Als wir das Programm für die Konferenz im Frühjahr 1989 endgültig verabredeten, konnten wir allerdings nicht ahnen, daß wir uns unter ganz anderen Umständen im November in Jena treffen würden – mitten in der bewegenden und bewegten Zeit des demokratischen Auf- und Umbruchs in der DDR.

Im Blick auf unsere Planung stellte sich im November 1989 zunächst einmal die Frage: Inwiefern forschen wir heute noch über dasselbe wie vor einigen Monaten? Sind unsere Themen zur sozialistischen Lebensweise in der DDR nur noch ein zeithistorisches Sujet? Wir waren uns schnell einig: Es ist notwendig, sich auch dem *Vergangenen* zuzuwenden, um im klaren Bewußtsein der eigenen Herkunft die Gegenwart realistisch zu sehen und die Zukunft zu gestalten. Warum ist und bleibt der Blick zurück so wichtig?

1. Es gab und gibt keine Stunde Null in der Geschichte, auch heute nicht in den neuen Bundesländern. Die bisherigen Erfahrungen prägen die Menschen im Positiven wie im Negativen. Zahlreiche Lebensumstände und Strukturen der Alltagswelt dürften sich nicht so schnell verändern. Neue Persönlichkeitsstrukturen, neue Denk- und Verhaltensweisen sind im Privaten und Beruflichen nicht leicht produzierbar – ganz zu schweigen von der unendlichen Mühe, das eigene Ich zu revolutionieren – eigentlich das A und O, das von Gesellschaftswissenschaftlern jedoch meist vernachlässigt wird. Kurzum: Entstehung und Charakter der Lebensweise in der früheren DDR prägen auch ihre Gegenwart; die Logik der Veränderungen heute ist nicht abzulösen von der Konstitution dieser Gesellschaft gestern.

2. Die Frage nach den Entstehungsbedingungen und Reproduktionsmechanismen des bürokratisch – autoritären Sozialismus, der Umgang mit dem stalinistischen Erbe und die Frage nach der Verantwortung von Personen und Organen für das, was war, wird den öffentlichen Diskurs in Ostdeutschland wesentlich mitprägen. In diesem Bemühen um kritische Selbstaufklärung sollten sich Westdeutsche allerdings nicht mit arroganter Selbstgerechtigkeit und moralischen Urteilen aus der Ferne einmischen.

3. Vergangenheit muß vor allem auch interessieren, um jene Widersprüche zu entdecken, die das Neue in der "alten" DDR positiv wie negativ hervorgetrieben haben. Zu fragen ist nach den produktiven Kräften in den Menschen, die unterdrückt wurden, verschüttet im Rückzug oder in der Anpassung, im Schweigen oder im Privatismus, oder wie immer die vorherrschenden Modi des individuellen und kollektiven Arrangements waren. Zu entdecken sind aber auch die Potentiale, die schon seit längerem in eine demokratische Zukunft wiesen und weisen. Sie waren und sind wohl viel stärker und differenzierter, als wir sie im Westen zumeist wahrgenommen wurden.

Zu fragen ist also, was waren und sind das für Prozesse und Kräfte, die in den 40 Jahren eines bürokratischen Sozialismus gewachsen sind – trotz oder wegen dieses

Systems? Welche Dialektik, welcher "verborgene Lehrplan" hat solche Fähigkeiten zur Selbstbestimmung und eine so mächtige demokratische Bewegung des Volkes hervor- gebracht? Das sind Fragen an die latente und manifeste politische Kultur dieses Lan- des, wie sie sich in den letzten 45 Jahren entwickelt hat. Zu analysieren sind also die Entfaltungsbedingungen ebenso wie die system- und situationsspezifische Dynamik politisch-sozialen Wandels. Offenbar war das Herrschaftssystem dieses bürokratischen Sozialismus, auch in der paternalistischen Variante der Ära Honecker, nicht so stabil und integrationsfähig gegenüber der Gesellschaft, wie viele DDR-Forscher im Westen gemeint haben. Vermutlich war der unsichtbare demokratische Aufbruch in dieser scheinbar erstarrten Gesellschaft schon viel weiter gediehen. Und unversehens wurde die Gesellschaft der DDR von ihrer eigenen Dialektik eingeholt und überholt.

Damit richten wir unseren Blick auf die *Gegenwart*. Mitten im Fluß der Bewegung und ohne rechte Distanz zum aktuellen Geschehen müssen wir uns fragen: Hat sich seit dem Herbst 1989 nicht die ganze bisherige Lebensweise in der DDR verändert? Oder genauer: Wieviel und was davon? Wie weit z.B. ist der Weg schon gegangen vom re- alsozialistisch entfremdeten Objekt bürokratischer Herrschaft zum Citoyen, zum gesell- schaftlichen Subjekt? Dieser lange und schwierige Weg zu einem neuen Lebensalltag läßt sich in Ostdeutschland heute besonders schwer markieren, in einer Landschaft voll alter Widrigkeiten und neuer Widersprüche. Nun aber können die Bürger ihre Interessen und ihre Politik erstmals frei artikulieren und den weiteren Gang der Dinge aktiv beeinflussen.

Es stellen sich also eine Reihe grundsätzlicher Fragen nach dem Woher und Wohin der Lebensweise in der ehemaligen DDR. Ich meine nicht nur Fragen nach dem Meßbaren und Beobachtbaren, sondern nach der Qualität und den gemeinsamen Wer- torientierungen in der Art und Weise, wie Bürger in diesem Teil Deutschlands leben. Gibt es Ansätze oder einen Minimalkonsens für eine neue, andere Qualität einer Le- bensweise, die primär nicht geprägt ist von einer Mentalität des Habens, sondern eher des Seins, um mit Erich Fromm zu sprechen?

Im Blick auf die zukünftigen gemeinsamen Lebensperspektiven der Deutschen in Ost und West, habend die westdeutschen KollegInnen gut daran getan, zunächst einmal zuzuhören und zu verstehen, was die Menschen in der DDR bewegte und wie sie sich selbst sehen. Zugleich wollten sie, wie es die Situation und das Betroffensein im Herbst 1989 geboten, engagiert Anteil nehmen. Aber die kritische An- und Nachfrage, die Einschätzung der Situation nach dem Umbruch sollte nicht aus einer falschen Haltung der Überlegenheit, im Gefühl des "Triumphs über den Sozialismus oder Kommunismus" gestellt werden, oder gar im Bewußtsein, "wir in der BRD" hätten "es" ja schon immer gewußt. Leicht übersehen Westdeutsche die besonderen Bedingungen und mißverstehen die spezifischen Verhaltensmuster, die sich in der früheren DDR entwickelt haben. Sie unterschätzen "die Mühen der Ebene" (E. Loest) gleichermaßen

wie die Risiken und Schwierigkeiten des aufrechten Gangs, heute wie früher. Es war und ist oft aufschlußreich (und zugleich ein Gebot der Fairness), sich bei allem Fragwürdigem, was man als Westdeutscher zu sehen meint, und bei jedem kritischen Urteil über die DDR selbst zu prüfen: Sind wir gegenüber uns selbst genauso kritisch? Wenden wir die gleichen Maßstäbe auch auf unsere Gesellschaft an?

Und wenn man auf die Themen dieser Tagung blickt, so sind es in der Tat vielfach Fragen zur Lebensweise, die hien und drüben gleichermaßen kritisch zu stellen wären. Dies gilt, auch wenn die Ausgangsbedingungen und die Antworten auf diese Fragen, Erfolge und Mißerfolge, Erfahrungen und Zukunftsperspektiven in beiden deutschen Gesellschaften zunächst noch weithin ganz unterschiedlich waren und sind.

Erinnern wir uns: auch die Bundesrepublik ist erst allmählich als Demokratie gewachsen. Die westdeutsche Demokratie wurde den Überlebenden des Zweiten Weltkriegs und des Faschismus zunächst von den Westalliierten gewährt – eher ein Geschenk denn eigenes Verdienst. Sie wurde vor allem *institutionell* aus der Taufe gehoben, zunächst weithin eine "Demokratie ohne Demokraten", wie überspitzt formuliert wurde. Dann erst wurde sie von den Bürgern allmählich mit Leben erfüllt. Schließlich – so meinen nicht wenige kritische Beobachter – entwickelte sie sich erst nach 1968, also seit gut 20 Jahren durchweg zu einer Demokratie, die vor allem auch im Politischen ihren Ansprüchen hinreichend gerecht wird. Der Umgang mit autoritären Strukturen, unser Verhalten zwischen Anpassung und Widerstehen, Schweigen und Sicheinrichten im Bestehenden – das sind Fragen der Lebensweise, die sich – zum Teil in gemeindeutscher Tradition – nicht nur für die Entwicklung einer demokratischen politischen Kultur in den neuen Bundesländern stellen. Ähnliches gilt für den entpolitisierten Konsumbürger, für den Mangel an Zivilcourage und Solidarität, für die vielen sozialen und psychischen Krankheitssymptome einer vor allem am Materiellen interessierten Gesellschaft. Die Emanzipation beider Geschlechter und eine verarmte, weithin nur noch instrumentelle menschliche Kommunikation stellen ungelöste Lebensprobleme diesseits und jenseits der alten Grenzen dar. Und diese nun beiderseits endlich durchlässige Grenze wird allemal überwunden durch die gemeinsamen Bedrohungen der Umwelterstörung und einer friedensgefährdenden Rüstung, der gemeinsamen Verantwortung für die Biosphäre und die Nöte der sogenannten Dritten Welt. Kurzum, wir sollten *Fragen an die Lebensweise in der DDR* bzw. in Ostdeutschland (und ein kritisches Urteil über bestimmte Aspekte) immer *auch* als Fragen an die westdeutsche Gesellschaft verstehen.

Interdisziplinarität ist allzuoft guter Vorsatz wissenschaftlich Tätiger, zu wenig leider tatsächlicher Prozeß und entsprechendes Ergebnis. Auch die vorliegende Publikation zeugt von diesem Spannungsfeld. Alle Kollegen, die an ihrem Zustandekommen beteiligt sind, ob aus Tübingen oder aus Jena, sind sich dessen bewußt, daß sie bislang nur

einen ersten Schritt innerhalb ihres auf die Lebensweise in der DDR bezogenen Projekts gehen konnten.

Was im November 1989 während einer Arbeitswoche in Jena vorgetragen und besprochen wurde, war verständlicherweise mehr und differenzierter als die zur Veröffentlichung eingereichten Texte. Sie lassen die Breite der Thematik erkennen, offenbaren unterschiedliche Problemsichten und belegen verschiedene Methoden wissenschaftlichen Arbeitens. Würde der Einwand erhoben, es dominierten Zufall und Beliebigkeit, könnte er sicher auf Argumente gestützt werden. Dennoch: Das Aufeinandertreffen von Vertretern mehrerer gesellschaftswissenschaftlicher Disziplinen mit ihrer jeweils eigenen Weise, sich einem Aspekt eines größeren gemeinsamen Problembereichs zu nähern, wurde durchweg nicht nur als überaus reizvoll, sondern auch als anregend empfunden. War der Beginn des persönlichen Disputs im Kreise aller Interessierter von der Skepsis getragen, ob das interdisziplinäre Unterfangen sich wohl rechtfertigen lasse, so war der Tenor des Resümees überwiegend optimistisch.

Ich hebe dies wegen der Einmaligkeit der Zeitumstände hervor. Der Gegenstand, der die Autoren und Autorinnen und weitere Kollegen und Kolleginnen in Jena zusammenführte, war in eine unerhörte Bewegung geraten, von der keiner mit annähernder Sicherheit zu sagen vermochte, zu welchem Ziele sie treiben oder getrieben werden würde. Es konnte nicht ausgeschlossen werden, daß in dieser Dynamik sich der Gegenstand selbst aufhebt und sich zum nur historischen Thema wandelt.

Die Partner und Partnerinnen waren darum bemüht, im Rahmen des sachlich Gebotenen Parität bei der Erörterung ihres thematisch aufgegliederten Gegenstandes zu gewährleisten. Die nachstehend erkennbaren Themenkomplexe sollten nicht so verstanden werden, als daß sie nur die Folge einer logischen Untersetzung des Generalthemas darstellten. Zumeist gaben die an der Zusammenarbeit interessierten Kollegen und Kolleginnen mit ihren wissenschaftlichen Arbeitsgegenständen und Ambitionen den Ausschlag. So sind die erkennbaren Lücken weder zufällig noch gewollt. Trotzdem hoffen wir, daß der innere Zusammenhang der Einzelbeiträge spürbar sein möge.

Die vorliegenden Beiträge lassen sich *fünf Themenkomplexen* zuordnen. Der erste, repräsentiert von I. Häuser und D. Strützel ist auf das keineswegs abgeschlossene wissenschaftliche Konzept bezogen, das der Beschäftigung mit Apekten der Lebensweise in der Tübinger und der Jenaer Arbeitsgruppe jeweils zu Grunde legt. Theoretische Ansätze und Methodisches werden beschrieben. Zum Verhältnis von Theorie und Empirie mußte Stellung genommen werden, zumal gerade die gesellschaftswissenschaftliche Forschung in der DDR sich durch ein Defizit an solide ermittelten empirischen Befunden auswies. Das hat oftmals nicht daran gehindert, mit Eifer Gültigkeit beanspruchende Wertungen vorzunehmen. Die Eingangreferate erfüllten eine Basis- und

Klammerfunktion für jegliche nachfolgende Erörterung. Das konnten sie um so mehr leisten, als die Jenaer oder Tübinger Sicht jeweils mit der Reflektion des einschlägigen wissenschaftlichen Denkens zumindest im eigenen Staat verknüpft war.

Breiten Raum wurde in der Arbeitswoche Fragestellungen gegeben, die das Verhältnis von Bürger und Staat betreffen. Daß darunter das Demokratiethema einen exponierten Platz einnahm, nimmt nicht Wunder. Schließlich hat das uralte Wort vom Menschen als *Zoon politicon* in jeder Phase gesellschaftlicher Existenz seine spezifische Bedeutung. Daß Lebensweise eine öffentliche Dimension hat, von der Befindlichkeit der Gesellschaft nicht trennbar ist, von der Gesellschaft beeinflusst wird und auf sie wirkt, wäre wahrlich keine originelle Feststellung. Der Frage allerdings, wie dieses Beziehungsgefüge in der DDR-Realität beschaffen war, welche Eigenheiten es auf verschiedenen Ebenen der staatlichen und der gesellschaftlichen Struktur aufwies und wie es zum Anliegen der Wissenschaft gemacht wurde, mußte auf unserem Kolloquium nachgegangen werden. Die Beiträge von Riege und Kuhlke, Pfaff und Schenk sowie Püttner/Kroh/Rösler und Thaa haben sich darum bemüht. Durch die gerade in Gang gekommene gesellschaftliche Erneuerung in der DDR ausgelöste bohrende Fragen und Selbstbefragungen prägten den Disput. Sie hielten manche Antwort der Jenaer Kollegen offener als sie wenige Monate zuvor wohl noch gegeben worden wäre.

Stand im eben erwähnten zweiten Komplex das politische Moment – Demokratie, Partizipation, politische Kultur und Struktur der politischen Interessen – im Vordergrund, so war ein dritter sozialen Aspekten der Lebensweise in der DDR gewidmet. In den Äußerungen von Meyer, Strützel und Bletzinger/Walz sind kennzeichnende Tendenzen und Ergebnisse der sozialen Entwicklung und deren Zusammenhang mit dem politischen Konzept, mit der gesamten Gesellschaftsstrategie benannt worden. Soziale Gerechtigkeit als Anspruch an eine neu zu gestaltende Gesellschaft, als juristisches Postulat und Verhaltensmaßstab zählt von jeher zu den Fundamentalbegriffen sozialistischer Programmatik. Was daraus für den Alltag in der DDR erwuchs, was ihm – möglicherweise – eigene Züge verlieh, die eine kapitalistisch oder marktwirtschaftlich geformte Gesellschaft nicht hervorzubringen vermag, mußte in der Arbeitswoche wie bei jeder Beschäftigung mit Lebensweise eine Rolle spielen. Nicht zuletzt aus Faktoren dieser Art leitet sich ab, worin sich neue Züge von Lebensweise gegenüber der vorangegangenen Gesellschaft erweisen und was an DDR-Identität in einem vereinten Deutschland erhalten bleiben kann.

Ein wissenschaftliches Unterfangen, Lebensweise in einer sich bewegenden Gesellschaft zu analysieren, wird an der Oberfläche bleiben, wenn es nicht die subtile Beschäftigung mit den sozialen Gruppen einschließt. Die Lebensweise in der DDR, gleichermaßen charakteristisch für alle sozialen Schichten, hat es zu keiner Zeit gegeben. Daß aus der Pluralität der Gesellschaft im Rahmen des Forschungsprojektes zunächst den Frauen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, hat, wie auch die vorliegende Publikation

ausweist, gute Gründe. In den bisherigen Gesellschaften dominierten patriarchale Maßstäbe und Tendenzen. Den Fragen nachzugehen, wie sich in einer Gesellschaft – und Staatsordnung, die sich als Antithese zu bürgerlichen Ordnungen begriff, die Stellung der Frau wandelt und was dafür förderlich oder hinderlich ist, welche Schranken tatsächlich oder nur scheinbar niedrigerissen werden bzw. erhalten und/oder gefestigt werden, gebietet bereits ein demokratischer Grundgestus der Wissenschaft. Die Beiträge von Diemer, Petzold, Lange und Winckler waren insofern unverzichtbar für ein Projekt, das Lebensweise einer modernen Gesellschaft erforscht. Obendrein verdeutlichen die Arbeiten zur Frauenprosa in der DDR, der Beitrag zur Reflexion des Alltags von Arbeitern (Straub) und zum Verhältnis des Privaten und des Öffentlichen in der Literatur (Schröder) die außerordentlich kritisch – konstruktive Rolle der Literatur, gesellschaftlich belangvolle Fragen in einem politischen Umfeld zu thematisieren, in dem sie offiziell zum Nullum degradiert wurden.

Lebensweise als Gegenstand der Wissenschaft hat zweifellos die Aufgabe zu erfüllen, objektive Befunde hervorzubringen. Es bereichert den Fundus an Erkenntnis dieser Wissenschaft, wenn sie beachtet und in sich aufnimmt, wie Lebensweise durch andere, d.h. Interessierte, aber nicht unbedingt Betroffene, reflektiert wird. Insofern bedeuten die Mitteilungen von Althaus, Sackstetter und Warneken über das DDR – Bild, das sich junge Bundesbürger und Bundesbürgerinnen aus unterschiedlichen Anlässen und in unterschiedlichen Situationen schufen, eine originelle Ergänzung der Themenpalette.

Den beiden Herausgebern erschien es als Koordinatoren dieser Projektkooperation, die im Rahmen des deutsch – deutschen Kulturabkommens gefördert wird, nützlich und sinnvoll, die west – und ostdeutschen Beiträge zu dieser Konferenz im Spätherbst 1989 zu dokumentieren. In vieler Hinsicht sind sie Dokumente des Umbruchs von Sichtweisen und Diskussionskontexten, eines beginnenden deutsch – deutschen Austauschs über alte und neue Befindlichkeiten in der DDR, ihre Interpretation und ihre zukünftige Aufhebung (durchaus im dreifachen Hegelschen Wortsinne). Alle Autoren haben die Texte ihrer Referate im wesentlichen unverändert zur Verfügung gestellt. (Nur einzelne Konferenzbeiträge fehlen.) Vielleicht würde mancher von ihnen heute anders formulieren. Umso mehr ist ihnen zu danken, daß sie ihre Beiträge, den damaligen Erkenntnisstand und die Vielfalt der thematischen Zugänge in Jena und Tübingen dokumentierend, zur Verfügung stellen. Die Herausgeber hoffen, daß in den aufgefächerten Einzelthemen das Verbindende Ausdruck findet sowie aus dem Allgemeinen und Besonderen Impulse für die nächste Arbeitsetappe entspringen.

Dieser Band und die Kooperation zwischen den beiden Forschungsgruppen (seit dem Frühjahr 1990 auf der Basis eines Partnerschaftsvertrages der Universitäten Jena und

Tübingen) sollen dazu dienen, das eigene Bild mit dem Bild des anderen zu vergleichen. Das Selbstbild von ehemaligen DDR-Bürgern war mit dem Fremdbild von westdeutschen Beobachtern so zu konfrontieren, daß Unterschiede und Gemeinsamkeiten deutlich wurden. Vor allem ist zu fragen, warum solche Bilder unterschiedlich sind. Freilich, so notwendig es ist, solche Bilder zu formulieren, und so wichtig es ist, gerade die unbewußten Wahrnehmungs- und Urteilmuster zu reflektieren, so ist doch auch immer wieder daran zu erinnern, wie unangemessen es ist, das Bild vom anderen zu fixieren. Das macht die gegenwärtige Situation auf eindrucksvolle Weise deutlich. Offen zu sein für das Unerwartete und Widersprechende, das ganz Andere und das Unvorhergesehene – in diesem Sinne, so hoffen wir, können Deutsche aus Ost und West Neues voneinander erfahren.

Tübingen/Jena, im November 1990